

I. L. C A L L I S

IM

J A H R

DER

F I N S T E R N I S

T H R I L L E R

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Für meinen Vater

Le courage, c'est de chercher la vérité et de la dire.

Jean Jaurès

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [shutterstock.com/monaliza0024](https://www.shutterstock.com/monaliza0024)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Carlos Westerkamp

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2019

ISBN 978-3-7408-0582-1

Thriller

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
AVA international GmbH, Autoren- und Verlagsagentur.

PROLOG

*In the nightmare of the dark
All the dogs of Europe bark,
And the living nations wait,
Each sequestered in its hate.*

*Intellectual disgrace
Stares from every human face,
And the seas of pity lie
Locked and frozen in each eye.*

W. H. Auden, »In Memory of W. B. Yeats«

Mögest du in interessanten Zeiten leben!
Chinesischer Fluch

*And if all others accepted the lie which the Party imposed –
if all records told the same tale –
then the lie passed into history and became truth.*
George Orwell, »1984«

Angola, 1975

Das Feuer begann sich zu regen, es zuckte und züngelte. Wie Irrlichter schwebten kleine Flammen über dem Kohlenbett. Funken wirbelten empor und hingen sekundenlang als glühender Schleier in der Luft, ehe sie vergingen.

Ein Soldat hockte vor der Glut, die in einem Ring aus Steinen auf dem festgestampften Lehm Boden der Hütte schwelte, und wedelte mit einem Fächer über die glühenden Kohlen, um die Hitze weiter zu entfachen. Der Rücken seines Uniformhemdes hatte dunkle Flecke.

Rote Lichter huschten über die Gesichter der drei Offiziere und der jungen Frau im Tropenhemd, die hinter ihm standen und sein Tun beobachteten. Einer der Uniformierten, kleiner und zarter als die anderen Männer, rauchte. Immer wenn er einen tiefen Zug nahm, leuchtete die Spitze seiner Zigarette auf und zeigte sein von scharfen Falten gezeichnetes Gesicht, das, dreieckig und mit ausdruckslosen Augen und Strichmund, unangenehm an ein Reptil erinnerte. Eine feine Narbe schlängelte sich über seine Kehle und verschwand hinter seinem linken Ohr.

Gedankenverloren zupfte sich der zweite Offizier am Ohrfläppchen. Der Feuerschein färbte seinen glatt rasierten Schädel rot, tanzte auf dem Metall seiner Kalaschnikow und spiegelte sich in den Brillengläsern des dritten Militärs, der, die Hände auf dem Rücken, ein wenig abseits stand. Die Frau hielt sich die Hand vor den Mund, während sie immer wieder gegen einen würgenden Husten ankämpfte. Rauch und der Geruch nach Schweiß und Angst erfüllten die Hütte.

Die Bewegungen des Soldaten wurden schneller, der Rhythmus des Fächers steigerte sich zu einem wirbelnden Tanz. Das Feuer loderte und beleuchtete die beiden nackten Männer, die, die dunkle Haut mit Blut und Staub verkrustet und die Gesichter geschwollen, mit auf dem Rücken gefesselten Händen in einer Ecke knieten.

Endlich hob der Soldat am Feuer den Kopf, wandte sich um und schaute die anderen Uniformierten fragend an. Der Raucher nahm noch einen letzten Zug, dann trat er vor und warf seine Zigarette auf die knisternde Glut. Er öffnete eine Schnalle neben dem Pistolenholster an seinem Gürtel, löste mit wenigen Griffen das Bajonett aus der Halterung und klappte es auf. Dann beugte er sich vor und reichte es seinem Untergebenen.

Vorsichtig, um sich nicht zu verletzen, nahm der Soldat die Stichwaffe entgegen, pflanzte sie auf einen rauchgeschwärzten Holzstock und stieß die Klinge zwischen die glühenden Kohlestücke, wobei die Sicherheit seiner Handbewegungen seine Routine erahnen ließ. Die beiden Gefangenen in der Ecke verfolgten jede Tätigkeit mit weit aufgerissenen Augen.

Der Offizier fuhr mit dem Zeigefinger gedankenverloren die Narbe an seinem Hals entlang, dann zog er eine zerdrückte Packung Gitanes aus der Tasche. Während er eine Zigarette halb aus der Schachtel klopfte und sie der Frau anbot, streifte sein Blick flüchtig die gefesselten Männer.

»Zigarette?«, fragte er freundlich.

Die Frau im Tropenhemd schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht war blass, ihre braunen Locken klebten feucht an ihren Schläfen. Sie atmete schwer. Schwarze Flecke breiteten sich auf dem Stoff unter ihren Achseln aus.

»Nehmen Sie nur, das dauert immer.« Die Stimme des Offiziers klang leise, sanft, verständnisvoll. Es war unangenehm, aber nicht zu ändern.

»Nein, danke.« Die Frau schaute zum Eingang hinüber.

Von draußen war Pferdegetrappel und Kriegsgeschrei zu hören. *Reitermilizen*. Schüsse peitschten durch die Luft, und die Frau begriff, dass sie die Hütte nicht verlassen konnte, ohne ihr Leben zu riskieren.

Der Offizier hatte sie nicht aus den Augen gelassen. Sein Finger fuhr über die Narbe, sein Blick glitt von ihrem angespannten Gesicht nach unten, blieb an ihrer Brust hängen, wanderte weiter. Sie bemerkte seine Aufmerksamkeit, trat einen Schritt zurück in Richtung Tür. Seine Mundwinkel zuckten, als hätte er ihre Fluchtgedanken gelesen und als wüsste er zugleich, dass es für sie kein Entrinnen gab. Nachdenklich knetete er die Zigarettenpackung zwischen Daumen und Zeigefinger, sodass das Zellophan wie das Feuer knisterte. Auf einmal wandte er sich abrupt von der Frau ab und dem Glatzkopf zu.

»Merde alors, Bébert«, zischte er. »Setz deinen verfaulten Kadaver in Bewegung. Wir ersticken hier noch.«

»Sofort, mon capitaine.« Der Mann hastete zum Eingang und stieß die Tür auf. Draußen herrschte gleißendes Tageslicht, aber die Sonne drang kaum in die Hütte vor. Die Pferdehufe hatten den Staub aufgewirbelt, und nur der Wüstenwind fegte Lehmkrümel herein. In der Ferne verklang das Donnern von Hufen und Kriegsgeheul.

»So.« Der Soldat nahm den Holzstock aus dem Feuer und schwang ihn durch die Luft, sodass die weiß glühende Bajonettspitze einen Kometenschweif durch die Nacht in der Hütte zog. »Fertig.«

Der Offizier mit der Brille drehte sich um, ging an der Frau vorbei zur Tür und blieb mit dem Rücken zu den anderen stehen. Die Spitzen seiner Schnürstiefel berührten fast die Schwelle. Er verschränkte die Finger im Kreuz, legte den Kopf in den Nacken und starrte in die sich langsam auflösenden Staubwolken hinaus.

Der Blick des Soldaten wanderte zu dem jüngeren der beiden Gefangenen, der verzweifelt den Kopf schüttelte.

»Nein! Nicht ich ... pas moi ... ich weiß nichts! Gar nichts!« Er wand sich in seinen Fesseln. »Rien, rien!«

Der andere Gefangene wirkte jetzt ganz in sich gekehrt. Er schien weder seinen Schicksalsgenossen noch seine Peiniger wahrzunehmen. Nur das Zucken eines Muskels auf seiner Wange verriet seine innere Anspannung.

Der Soldat stand auf, trat vor und tippte mit der Bajonettspitze auf die Schulter des Jüngeren. Es zischte. Der Gefangene kreischte los, und Rauch stieg von seiner Schulter auf. Der Folterknecht hob die Lanze, stieß die Klinge zwischen die Rippen und zog sie blitzschnell wieder heraus. Der Mann riss die Augen auf, schnappte nach Atem und fing an zu schreien. Nun war die Luft erfüllt von Rauch und dem Gestank nach verbranntem Fleisch.

Die Frau gab ein würgendes Geräusch von sich.

»Aufhören, auf...« Die Stimme des Gemarterten überschlug sich. »Nein!«

Der Soldat holte aus und stach wieder zu. Diesmal traf er die Mitte seines Opfers, und der Unglückliche schrie und schrie und schrie. Sein Folterer wartete ein paar Augenblicke, ehe er die Waffe aus dem Fleisch zog. Nun war die Klinge nicht mehr weiß, sondern orange. Der Gefangene riss den Kopf in den Nacken, das Weiß seiner Augäpfel leuchtete im Feuerschein auf, dann sackte er zusammen und fiel auf die Seite. Schaum stand vor seinem Mund, und wilde Zuckungen liefen durch seinen Körper. Aber er schrie nicht mehr, sondern stöhnte nur noch.

Der zweite Gefangene hatte die Augen geschlossen, bewegte die Lippen wie im Gebet, wiegte sich vor und zurück. Er schenkte den Anwesenden keine Beachtung, zeigte nicht die leiseste Regung von Angst vor dem Kommenden.

Der Folterknecht unterzog sein Instrument, dessen erkal-

tende Klinge sich langsam dunkelrot färbte, einer kritischen Musterung. »Hm ...«

»Na los, worauf wartest du?« Die Stimme des schwächlichen Offiziers klang ungehalten. »Glaubst du, ich hab den ganzen Tag Zeit?«

Wieder fasste er die Frau ins Auge, diesmal schärfer.

Sie wirkte wie versteinert. Nur die Hand, mit der sie ihre Kehle umfasste, zitterte.

Ein schmales Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

Der Soldat holte mit der Lanze aus und stieß sie dem Sterbenden am Boden in die Brust. Ein Röcheln des Mannes war die einzige Antwort, doch die unkontrollierten Muskelkontraktionen hörten auf. Dafür wurde das Murmeln seines Schicksalsgefährten lauter, der sich mit noch immer geschlossenen Augen schneller im Rhythmus seiner Worte bewegte und ganz in sein Gebet versunken wirkte.

Die Frau zerrte am Kragen ihres Tropenhemdes. »Er ... er hat nichts verraten«, flüsterte sie und schien um Fassung zu ringen. »Warum haben Sie ihn ...?« Ihre Stimme brach.

Der Offizier lächelte, nickte. »Der Erste war nur Anschauungsmaterial«, sagte er so sachlich, als erklärte er ihr eine einfache Regel des Kriegshandwerks. »C'est pour encourager l'autre.« Sein Ton war so freundlich, ja geradezu vertraulich wie unter Landsleuten üblich, denn sie waren beide Franzosen. Wieder musterte er die Frau, während er mit dem Finger erneut die schlangenförmige Narbe an seiner Kehle entlangstrich. Er wirkte etwas abgelenkt, schien nachzudenken oder etwas abzuwägen.

Der Soldat schob das Bajonett zwischen die rot glühenden Kohlen, sodass es zischte und stinkender Rauch aufstieg.

»Für unsere Zielperson«, fügte der Offizier hinzu, und es klang, als wäre nicht klar, wer jetzt die Zielperson war.

Die Frau ballte die Fäuste, ihre Füße in den Springer-

stiefeln suchten festen Stand, und in ihrem Gesicht malten sich widersprüchliche Gefühle. Ihr Instinkt schien sie zur Flucht zu drängen, denn seit ein paar Minuten waren die Schüsse vor der Hütte verklungen, doch sie rührte sich nicht von der Stelle. War es ihr Berufsethos, das sie zum Bleiben zwang – oder war es die Faszination des Grauens, die zu ihrer Arbeit gehörte so wie das Adrenalin in ihren Adern und das Ausblenden von Gefahr?

Der Offizier beobachtete ihr Mienenspiel, und ein schmales Lächeln erschien auf seinem Gesicht, als hätte er ihre Gefühle erkannt, ja vorausgesehen. Dann drehte er sich abrupt um und herrschte seinen Untergebenen an: »Wird das heute noch was, con?«

Der Glatzkopf, obwohl nicht angesprochen, holte hastig ein Notizbuch und einen Bleistiftstummel aus der Tasche seiner Uniformjacke. »Also ich, ich bin bereit«, sagte er.

Der Soldat zog die Klinge aus der Glut, umfasste den Stock mit festem Griff und wandte sich dem noch lebenden Gefangenen zu. Der hatte aufgehört zu beten und blickte seinem Peiniger jetzt kalt entgegen. Das Weiß seiner dunklen Augen leuchtete im Feuerschein rot. Er zog die Mundwinkel nach unten und spuckte seinen Folterern vor die Füße.

Nun drehte sich die Frau doch um und ging mit schnellen Schritten zur Tür, wo noch immer der Offizier mit der Brille stand. Er wandte sich ihr zu, streifte ihr Gesicht mit einem mitleidigen Blick, überließ ihr seinen Platz und kehrte in die Hütte zurück.

Die Frau verharrte vor der Tür, stützte die Hände in Schulterhöhe auf den Rahmen und starrte vor sich hin. Für kurze Zeit stand sie wie eine Gekreuzigte da, bevor sie über die Schwelle in den Sonnenschein hinausstolperte.

Der Wüstenwind blies ihr seinen heißen Atem ins Gesicht, und Sandkörner trieben ihr Tränen in die Augen. Die

Luft flirrte, und das flache Buschland dehnte sich unter einer weißen Staubschicht. Neben der mit Steinen markierten Straße lag das Gerippe einer Kuh. Weit in der Ferne verschwammen die Umrisse rauchender Hüttenreste mit dem Horizont, als wollte sich die Erde mit dem Himmel vereinigen.

Markerschütternde Schreie erfüllten die Luft.

Auf der anderen Straßenseite parkte ein sandfarbener Pick-up, in dessen Kabine die Kameratasche der Frau und ihr schwarzes Moleskine-Notizbuch lagen. Von der Ladefläche hing eine dreckverkrustete Plastikplane herab und flatterte im Wind. Die Frau wankte auf den Wagen zu und legte die Hände auf die staubige Seitenwand. Dann kniff sie die Augen zusammen und ließ den Kopf zwischen die Arme sinken.

Aus der Hütte drang animalisches Gebrüll.

Die Frau im Tropenhemd erbrach sich.

Plötzlich verstummten die Schreie, und für ein paar Minuten herrschte Ruhe, ehe die unbeteiligte Stimme des Offiziers zu hören war. Er schien keine Befehle mehr zu geben, sondern nur noch ein paar abschließende Anweisungen. Dann schlug die Tür der Hütte zu.

Die Frau hob den Kopf, lauschte.

Feste Schritte näherten sich.

Sie spürte, wie ihr der Schweiß ausbrach. Der Wahnsinn der vergangenen Wochen war zu viel gewesen.

Jemand blieb dicht hinter ihr stehen, und der Geruch nach kaltem Zigarettenrauch stieg ihr in die Nase. Die Schweißperlen zwischen ihren Schulterblättern schienen zu Eissplittern zu gefrieren. Ihr Blick irrte verzweifelt über die flirrende Landschaft, suchte nach einem Ausweg, doch die Schreie und die Qual der letzten Stunde füllten ihren Kopf, verhinderten jeden klaren Gedanken. Sie fühlte den fordernden Druck seines Körpers an ihrem Rücken, seine

kühle Wange an ihrem Hals, hörte seine geflüsterten Worte, deren Sinn zu erfassen ihr nicht gelang.

Der Mann war kaum größer als sie.

Aber sie konnte sich nicht wehren, konnte nicht fliehen, die Angst lähmte ihre Glieder. Als sie spürte, wie seine Finger um ihre Taille krochen und nach der Gürtelschnalle griffen, fing sie an zu weinen und senkte den Kopf.

1

Cayetano José Maria Rossi war kein Mörder.

Er war jetzt siebenunddreißig Jahre alt und hatte in zweiundzwanzig Arbeitsjahren dreihundertsechsfünfzig Menschen getötet. Ihre Namen, die Umstände ihres Sterbens und die Summe, die er für ihre Beseitigung erhalten hatte, waren gewissenhaft in einem Kalender, seiner Buchhaltung des Todes, notiert. So wie der Name des Mannes, der als Nächster auf seiner Liste stand. Ein Südamerikaner mit italienischen Wurzeln wie er selbst. Auch das Datum und der Tatort und vor allem der Name seines Auftraggebers waren hier vermerkt.

Cayetano tötete nie aus Hass oder aus eigenem Antrieb oder um sich an seinem Opfer zu bereichern. Er brauchte nicht zu wissen, ob der Mann, den er töten sollte, ein guter oder schlechter Mensch war, ob er einen Nachbarn ärgerte oder einen Säugling vergewaltigt hatte. Ein moralisches Urteil stand ihm nicht zu. Gott allein war der Richter. Für Cayetano zählte nur, dass er im Voraus bezahlt wurde und seine Arbeit erledigte.

Cayetano war ein Pistoleiro.

Natürlich wusste er, dass Töten Sünde war.

Aber Gott verzieh alles. Das wurde der Priester in der Kirche, in die er regelmäßig ging, nie müde zu betonen. Und so wandte sich Cayetano an Gott, wie er sich früher bei kindlichen Vergehen an seinen Vater gewandt hatte, und bat den Allmächtigen jedes Mal bevor er abdrückte um Vergebung.

Nie vergaß er nach der Tat die Sühne.

Zehn Ave-Maria und zwanzig Vaterunser erlösten von allen Sünden, das wusste jeder. Nur manchmal musste er

dieses Ritual mehrmals ausführen, ehe er sich reingewaschen fühlte und seine Nachtruhe nicht mehr gestört wurde.

Cayetano beherzigte den Ehrenkodex der Pistoleiros.

Töte keine Schwangere.

Töte keinen anderen Pistoleiro.

Töte nicht auf Kommission.

Töte niemanden im Schlaf.

Raube das Opfer nicht aus.

Noch nie hatte er jemanden verraten, und obwohl er schon Zeuge von furchtbaren Folterungen geworden war, wusste er, dass er eher sterben würde, als einen Verrat zu begehen. Verräter hatten nach dem ehernen Gesetz der Pistoleiros ihr Leben verwirkt. Wer je die Leiche eines Verräters gesehen hatte, hütete von da ab ohnehin seine Zunge.

Schon sein Vater war ein Pistoleiro gewesen und hatte das Militär im gerechten Kampf gegen die kommunistischen Guerilleros unterstützt. Wenn er in sein Heimatdorf mitten im Amazonaswald kam, trug er eine Polizeiuniform und brachte Lebensmittel für alle und Coca-Cola für Cayetano und seine kleine Schwester Lucía mit.

Pistoleiro war ein krisensicherer Beruf.

Mit fünfzehn Jahren hatte Cayetano seinen ersten Menschen getötet. Es sei ein wenig wie bei der Jagd, hatte sein Vater gesagt, und dass Cayetano ein guter Schütze sei und einfach auf das Herz zielen solle. Der Mann, der sterben solle, habe den Tod mehr als verdient.

Einen Menschen zu töten war dann aber doch noch mal was anderes gewesen, als ein Faultier oder einen Hirsch zu erlegen. Cayetano hatte gezielt, Gott um Vergebung gebeten und abgedrückt. Der Mann war sofort tot gewesen. Cayetano hatte die Leiche zur Abschreckung liegen lassen, so wie sein Vater es ihm befohlen hatte, und war durch den

Urwald nach Hause gerannt. Sein Herz hatte bis zum Zerspringen geklopft, und er hatte die ganze Strecke über geweint. Tief in seinem Innersten wusste Cayetano, dass sein Vater diesen Tod nicht von ihm hätte verlangen dürfen.

Der Vater hatte in der Hütte seelenruhig Reis und gebratenes Fleisch gegessen und so getan, als bemerkte er das tränenverschwollene Gesicht seines Sohnes nicht.

Und, Cayetano, hast du getan, was ich dir gesagt habe?

Ja, Vater, alles, was du gesagt hast.

Sehr schön, ab morgen kommst du mit mir in die Stadt.

Bevor er sich an diesem Abend zum Schlafen in seine Hängematte legte, hatte Cayetano sein Ritual mit den Gebeten unzählige Male wiederholen müssen. Die Worte »Und vergib uns unsere Schuld« hatte er mit besonderer Inbrunst gesprochen.

Sein Vater hatte Wort gehalten und ihn mitgenommen.

Eine Weile hatte Cayetano niemanden töten müssen, nur bei Verhören helfen und die Gefangenen festhalten, was er besonders hasste. Er ertrug ihre Bitten und Schreie nicht, und am Ende starben die Gefolterten meist ohnehin. Bei einem dieser Verhöre lernte er El Capitán und seine Methoden kennen. Obwohl man Cayetano gesagt hatte, dass die Guerilla nichts anderes vorhatte, als Brasilien zu zerstören, hatte er sich danach übergeben müssen. Und einmal flogen sie mit einem Hubschrauber über den Amazonaswald und stießen die kaum noch lebenden Rebellen aus der offenen Heckklappe. Cayetano hatte gehofft, dass unter dem dichten Blätterdach nicht die Hütten seines Heimatdorfes lagen.

Irgendwann starb sein Vater bei einem Auftrag.

Cayetano hatte insgeheim immer seine Kaltblütigkeit bewundert, mit der er ohne Reue und Bedauern seiner Arbeit nachgegangen war. Die Familie hatte von seinem Geld gelebt. Und obwohl Cayetano überzeugt davon war, dass ihn die Schuld an seinem ersten Mord für immer verfolgen

würde, übernahm er ab da die Aufträge seines Vaters als Pistoleiro.

Eine Kugel – ein Tod.

Das war sein Motto, und bald war er berühmt.

Cayetano betrachtete sich als ehrlichen Arbeiter.

Seine Frau Angelina sah das anders.

Sie waren zusammen, seit sie Teenager waren, jeder Mann beneidete ihn um ihre Schönheit. Aber Cayetano wusste, dass seine Frau noch einen anderen Vorzug hatte als glänzende Augen und einen verführerischen Körper. Angelina hatte einen scharfen Verstand. Eine kluge Frau war für einen Mann einerseits schmeichelhaft – immerhin hatte sie ihn gewählt –, machte sein Leben aber andererseits nicht einfacher. Denn Angelina litt unter dem Elend seines Berufes.

Ich werde dich verlassen, warte nur.

Der Kerl stirbt sowieso, und wenn ich den Auftrag ablehne, macht ihn ein anderer.

Du denkst nie an deinen Sohn und deine Tochter.

Und das Schulgeld? Du willst doch ein Haus am Meer?

Das beendete die Diskussion jedes Mal.

Sie träumten beide von einem Haus am Meer, wo ihn niemand kannte und er sich zur Ruhe setzen konnte, und von einer guten Ausbildung für ihre Kinder. Dieser Auftrag, sein letzter, würde ihm so viel einbringen, dass ihr Traum Wirklichkeit wurde. Und Cayetano wurde nicht jünger.

El Capitán persönlich hatte ihm die Arbeit angeboten, doch zum ersten Mal in seiner Laufbahn als Pistoleiro hatte Cayetano sich Bedenkzeit erbeten.

Er war Katholik.

Er mischte sich nie in Politik ein.

Und vor allem – er hatte ein schlechtes Gefühl.

Ein guter Pistoleiro brauchte einen Instinkt wie ein Jaguar – ein untrügliches Gespür für die Beute, aber auch für den Jäger, der ihm selbst auf den Fersen war. Dieser Instinkt

hatte Cayetano bisher bei seiner gefährlichen Arbeit erfolgreich gemacht. Und ihn am Leben gehalten.

Der Instinkt des Pistoleiros warnte Cayetano.

Am Ende hatte er mit Angelina gesprochen, das tat er immer. Wenn ein Mann seine Frau nicht achtete und nicht für seine Familie zu sterben bereit war, war er kein Mann. Cayetano schätzte Angelinas Rat, was nicht hieß, dass er ihn immer befolgte. Aber er half ihm bei seinen Entscheidungen.

Diesmal hatte er bis weit nach Mitternacht gewartet, als sie beide im Bett lagen und die Kinder schliefen. Bei geschlossenem Fenster hatte er ihr flüsternd von dem neuen Auftrag erzählt. Angelina hatte ihm schweigend zugehört. Lange Zeit war nur das leise Summen des Deckenventilators zu hören gewesen. Als er schon dachte, sie wäre eingeschlafen, hatte sie sich endlich zu seiner Frage geäußert.

Wenn du es nicht machst – wird El Capitán dich töten?

Ich bin doch kein Verräter.

Aber dieser Mann ist einer?

Er verrät uns Christen, sagt El Capitán.

Wenn Gott will, dass dieser Mann stirbt, wird ihn eine Kugel treffen, oder er wird an einer Krankheit sterben. Wenn Gott das Leben dieses Mannes nicht will, wird er es nicht nehmen. Du musst tun, was du für richtig hältst.

Angelina hatte nicht über das Geld gesprochen, das ihnen die Ruhe garantieren würde, nach der sie sich beide sehnten. Sie hatte ihm die Verantwortung abgenommen und sie in die Hände des Allmächtigen gelegt.

Cayetanos Erleichterung war so groß gewesen, dass er Angelina mit seiner Umarmung fast erstickt hätte. Und dann hatten sie den besten Sex seit Langem gehabt.

Am nächsten Morgen war er zur Frühmesse gegangen, hatte die Beichte abgelegt und eine Kerze entzündet und Gott im Gebet angefleht, ihm ein Zeichen zu geben, wenn er diesen letzten Auftrag missbilligte.

Gott hatte geschwiegen.

Und deshalb hatte Cayetano den Instinkt des Pistoleiros zum Schweigen gebracht und El Capitán zugesagt.

Bald würde ihn sein Weg aus einer Kleinstadt im Norden von Brasilien zum ersten Mal in die Hauptstadt, über einen Ozean und auf einen fremden Kontinent führen – Europa.

2

Die Linienmaschine der Brussels Airlines ging planmäßig um zwölf Uhr vor der Küste Südfrankreichs in den Landeanflug über. Der Flughafen Marseille-Provence lag außerhalb der Stadt am Étang de Berre. Seine Landebahn reichte in den See hinaus, sodass für die Passagiere die Illusion entstand, über das blaue Mittelmeer hereinzuschweben.

Beim Anblick der in der Mittagssonne glitzernden Wasseroberfläche lehnte Sophie Wellendorff die Stirn an das vibrierende Bullauge und wünschte für einen flüchtigen Augenblick, sorglose Ferientage lägen vor ihr. Sie verreiste gern. Nizza, Cannes, Saint-Tropez waren die magischen Worte, die ihr durch den Kopf gingen. Aber man hatte ihr gesagt, dass das »Mas«, wie die provenzalischen Bauernhäuser genannt wurden, nicht an der Küste war, sondern zwischen Marseille und Aix-en-Provence, im hügeligen Hinterland, dort, wo auf jeder Bergkuppe ein mittelalterliches Dorf stand und der Mistral durch die Pinienwälder strich.

Sophie war als Austauschschülerin ein Jahr in Avignon gewesen, sprach neben Englisch und ein wenig Spanisch fließend Französisch. Es war einer der Gründe, warum man sie entsandt hatte. Neben ihr waren keine heimlichen Absprachen möglich. Die anderen Gründe waren ihre gute Ausbildung und ihr analytischer Verstand.

»Wunderbares Wetter, Mademoiselle Wellendorff«, sagte ihr Sitznachbar, ein Franzose Mitte sechzig. Sein Gesicht unter den militärisch kurz geschnittenen eisengrauen Haaren war so braun gebrannt und faltendurchzogen, wie es für Menschen typisch war, die ihr Leben im Süden und im Freien verbrachten. Sein anthrazitfarbener Anzug und eine

runde Goldrandbrille gaben ihm das intellektuelle Aussehen eines alternden Bibliothekars. Er war kaum mittelgroß, sein Körperbau athletisch. Doch beim Abflug in Brüssel hatte Sophie bemerkt, dass er das rechte Bein ein wenig nachzog. »Der Frühling ist die schönste Jahreszeit an der Côte.« Er war ein Abgesandter wie sie.

»Und der September«, sagte Sophie. Sie hatte die Morgenmaschine von Wien genommen. Bei der Zwischenlandung in Brüssel war ihr Nachbar wie verabredet zugestiegen. Seit ihrem Abflug vor eineinhalb Stunden unterhielt er sie mit Small Talk. Sie fragte sich, ob das zur Tarnung gehörte. Ein älterer Herr und eine blonde junge Frau in Businesskleidung, beide mit Aktentaschen. *Geschäftsleute*. »Finde ich.«

»Bien sûr.« Er lächelte. »Natürlich.«

Das Flugzeug landete, und als sich die Türen öffneten, empfing ein heftiger Windstoß, der ein Geruchsgemisch aus Kerosin und Meeresluft mit sich trug, die Ankommenden. Anfang April lagen in Wien noch Schneereste in den Gassen, an der Côte d'Azur herrschte bereits Frühling.

Zwanzig Minuten später verließen Sophie und ihr Begleiter die Ankunftshalle des Flughafens. Der Franzose führte sie direkt zu einem großen schwarzen Geländewagen, der bereits mit laufendem Motor wartete. Er ließ sie auf dem Rücksitz Platz nehmen und setzte sich selbst neben den Fahrer, einen jungen Mann mit verspiegelter Fliegerbrille und Schulterklappen auf dem Uniformhemd.

Sophie bemerkte, dass der Mann sie im Rückspiegel musterte, konnte seine Augen jedoch nicht erkennen. Sie starrte zurück, bis er das Gesicht abwandte und Gas gab.

Zunächst fuhren sie in Richtung Marseille, kamen trotz des Mittagsverkehrs gut voran. Die Fahrer in den anderen Autos rauchten oder telefonierten, alle hatten es eilig, niemand schenkte dem Geländewagen mit den dunklen Schei-

ben Beachtung. Am Straßenrand wiegten sich hohe Palmen im Wind, und rechts von ihnen glitzerte das Mittelmeer. Am blauen Himmel hingen ovale Wolken. *Mistral*. Sophie wollte am späten Nachmittag zurückfliegen. Hoffentlich verzögerte sich der Abflug nicht wegen des aufkommenden Sturms.

»Wie lange dauert die Fahrt, Monsieur Mercier?«

Der Franzose drehte sich um. »Ab jetzt können wir uns duzen«, sagte er. »Ich bin Henri. Das Mas Boniface liegt in der Nähe von Grand Sud. Eine halbe Stunde etwa.«

Sophie nickte, lehnte sich zurück und schlug die langen Beine übereinander. Sie legte Wert auf einen korrekten Auftritt. Ihr ungeschminktes Gesicht wirkte durch die blaugrauen Augen und die hellblonden Haare etwas blass, aber ihre Größe von fast einem Meter achtzig und ihre androgyne Figur verliehen ihrem Auftritt Autorität. Für diesen Termin hatte sie sich für ein blaues Leinenkostüm, ein weißes Seidentop und flache Schuhe entschieden. Trotz ihrer achtundzwanzig Jahre besetzte sie bereits eine Schlüsselposition innerhalb der Bewegung.

»Sophie«, sagte sie freundlich zu Henri.

Bei Septèmes-les-Vallons wandten sie sich nach Norden.

Etwa eine Viertelstunde später tauchten auf einer bewaldeten Hügelkuppe der Kirchturm und die grauen Häuser von Cabriès auf. Jetzt fuhren sie auf schmalen, von wildem Thymian gesäumten Landstraßen weiter.

An jenem Frühlingstag lag das karge Land noch nicht unter der brütenden Sommerhitze, das Licht entbehrte der gleißenden Schärfe, und durch die Gassen der alten Bergdörfer flossen keine Touristenströme.

Nur sechs alte Männer, die auf einem Dorfplatz unter Platanen zwei Mannschaften bildeten und Pétanque spielten, hielten inne und beobachteten den Geländewagen, der zügig an ihnen vorüberfuhr und in Richtung Grand Sud verschwand.

»Hast du gesehen, Pierrot?«, rief einer der Männer vom Ende der Bahn. »Jean hat Besuch.«

»Ja, eine blonde Frau«, sagte Pierrot. »Keine Ahnung, wer das war.«

»Etwa eine Holländerin oder Deutsche? Merde alors.«

»Sah aus wie eine Maklerin.« Einer der Männer wog seine Boulekugel in der Hand. »Jean wird seinen Hof doch nicht an die boches verkaufen? Dreckige Ausländer.«

Pierrot holte aus und ließ seine Kugel die Bahn entlangrollen. Sie kam dicht vor der Zielkugel zum Stehen. »Jean ist ein echter Franzose, mon vieux«, sagte er zufrieden. »Der ist so ein Patriot wie wir alle hier.«

Allgemeines Nicken und beifälliges Gemurmel. Das Spiel wurde wieder aufgenommen, das Auto vergessen.

Kurze Zeit später hielt der schwarze Geländewagen vor einem großen Eisentor, das in eine lange, von alten Pinien überragte Natursteinmauer eingelassen war. Nur eine kleine steinerne Tafel verriet, dass hinter dem Tor das Mas Boniface lag. Zwei Videokameras auf hohen Masten überwachten die Einfahrt.

Aus einem Mauervorsprung trat ein junger Mann in grauer Uniform mit rotem Barett hervor. Auch auf seiner Nase saß eine verspiegelte Sonnenbrille, an seinem Gürtel hing gut sichtbar ein Pistolenhalter. In der Hand hielt er ein großes Funkgerät. Als er an das Auto trat, glitten die Scheiben herab.

Der Uniformierte legte eine Hand auf das Autodach, beugte sich zum Fahrer hinab und spähte ins Innere.

»Parole?«, fragte er. Er war penibel rasiert, hatte ein junges Gesicht, breite Kiefer und ein Grübchen im Kinn. »*Top Gun*«. Aufmerksam musterte er Sophie im Fond.

Henri beugte sich vor. »Pour Dieu et la patrie.«

Der Wachmann hob das Funkgerät ans Ohr, trat vom Wagen zurück. Es knisterte und rauschte, er sagte schnell

ein paar Worte und eine schnarrende Stimme antwortete ihm. Dann glitt das große Eisentor auseinander.

»Passez«, sagte der Wächter, und der Geländewagen fuhr an.

»Warum verlangt der Mann die Parole?«, fragte Sophie.

»Er muss wissen, ob alles in Ordnung ist«, antwortete Henri. »Bei Gefahr hätte ich einen Code verwendet.«

Sophie war beeindruckt. »Und dann?«

Henri lächelte, sah aus dem Fenster und schwieg.

Hinter dem Tor lag ein weitläufiges Grundstück.

Sophie hatte einen mediterranen Garten erwartet, mit blühenden Mandelbäumen und einem Teppich gelber Mimosen. Doch hier bewegten ausladende Pinien ihre Zweige im Wind und warfen blaue Schatten auf den mit Feldsteinen gepflasterten Weg, der sich zwischen Zypressen, halb verblühtem Lavendel und verholzten Rosmarinbüschen schlängelte. Graugrüner Salbei wucherte über Reste von Natursteinmauern. Nirgends gab es Blumenbeete oder grüne Rasenflächen, stattdessen dürre Sträucher und verkümmertes Gras.

Macchia, wohin das Auge blickte, Wüste statt Paradies.

Ein paar Kurven später tauchte das Mas Boniface auf.

Anders, als der Name vermuten ließ, war es kein Bauernhaus, sondern eine von Lorbeerhecken umgebene terrakotafarbene Villa mit Türmen und Loggien, eines der prunkvollen Häuser, die reiche Ausländer im 19. Jahrhundert an der Côte d'Azur zur Sommerfrische gebaut hatten. Die türkisfarbenen Fensterläden waren geschlossen. An einem heißen Sommertag ein gewohnter Anblick im Midi, wirkte es um diese Jahreszeit seltsam abweisend. Schlichte, mit Oliven- und Zitronenbäumen bepflanzte Tontöpfe säumten einen Kiesweg, der um das Haus herumführte.

Der Wagen hatte das Ende des Vorplatzes noch nicht erreicht, als sich die Haustür öffnete und ein weiterer Unifor-

mierter heraustrat. Breitbeinig, die Hände auf dem Rücken, postierte er sich auf der obersten Eingangsstufe. Auch er trug ein rotes Barett. Von dort oben behielt er die Ankommenden im Auge. Dann erschien ein Mann um die vierzig, wohl ein Hausangestellter, in grauer Hose und weißem, kurzärmeligem Hemd. Kaum war der Motor verstummt, stand er neben der Hintertür und riss sie auf.

»Willkommen auf Mas Boniface, Mademoiselle«, sagte er auf Englisch, aber mit starkem französischen Akzent. Sein Gesicht war braun gebrannt und von Narben gezeichnet. Er trug keine Waffe, aber in seinem linken Ohr saß ein Knopf.
»Ich bin Antoine.«

Sophie stieg aus, streckte sich diskret nach der Fahrt über die engen Bergstraßen. Ein leiser Wind strich über ihre Haut, das Zirpen von Zikaden erfüllte die Luft.

»Monsieur le Marais ist auf der Terrasse«, sagte Antoine.
»Ich darf vorangehen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, führte er Sophie und Henri ums Haus. Einmal deutete er nach links und wies auf ein paar Agaven in Steintrögen, deren steife, sägeartige Blätter auf den Weg ragten.

»Attention, Mademoiselle«, warnte er Sophie.

Dann war außer ihren Schritten wieder nur noch das Zirpen der Zikaden zu hören.

Die Terrasse war einer von Weinlaub überwucherten Veranda vorgelagert. Hohe Zypressen umrahmten eine wie von Cézanne gemalte Aussicht, die weit nach Süden schweifte, über grüne Hügel und in eine dunstige Ferne, in der das Mittelmeer und die Küste Afrikas liegen mussten.

Sophie erkannte Jean le Marais sofort an seinem silbrig glänzenden Haar, der breiten Stirn und dem spitzen Kinn. Er sah genau wie auf dem Foto aus, das man ihr gezeigt hatte.

Marais saß mit dem Rücken zum spektakulären Pano-

rama in einem von mehreren tiefen Sesseln, die sich um einen kleinen Tisch gruppierten, und telefonierte. Mit der freien Hand gestikulierte er, wobei die Zigarette, die er zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger hielt, kleine Rauchwirbel in der klaren Luft hinterließ. Beim Erscheinen seiner Gäste blickte er ihnen entgegen und hob in einer abwehrenden Bewegung den Arm.

Antoine blieb so abrupt stehen, dass Sophie fast auf ihn aufgelaufen wäre. Marais sagte noch ein paar Worte ins Telefon, legte es auf den Tisch und drückte die Zigarette in einem großen Aschenbecher aus, der neben einem Stapel Zeitschriften und einem Notebook stand. Dann erhob er sich, und Sophie bemerkte überrascht, wie klein er war – kaum über einen Meter siebzig. Marais hob das Kinn, und sie setzten sich wieder in Bewegung. Sophie hatte den Eindruck, dass ihr eine Audienz gewährt wurde.

»Sophie«, sagte Marais und trat zwei Schritte hinter dem Tisch hervor. Ein weißes Polohemd hing locker über seine verblichenen Jeans. Seine Füße steckten in Espadrilles, die er an den Hacken heruntergetreten hatte, sodass sie wie Pantoffeln aussahen. »Bonjour, ma chère. Ich bin Jean.«

Marais sprach den Gruß »Bongjour« aus. Es war der Dialekt der Region, den Sophie aus Avignon kannte. Auch seine zarte Statur und die schwarzen Augen verrieten den geborenen Provenzalen. Dieser Mann gehörte in den Midi wie die Zypressen, die Zikaden und der Mistral. Auf den ersten Blick wirkte er wie Mitte sechzig, aber man hatte Sophie gut gebrieft. Der schlanke, durchtrainierte Körper täuschte. Jean le Marais ging auf die achtzig zu.

»Bonjour.« Sophie schüttelte seine Hand. »Danke, dass dieser Termin so schnell möglich war.«

»Es ist Zeit, sich zusammenzuschließen«, sagte Marais, »und gemeinsam zu marschieren.«

»Wir werden eine Kooperation prüfen«, sagte Sophie.